download unter www.biologiezentrum.at

NATUR UND LAND
BLÄTTER FÜR NATURKUNDE UND NATURSCHUTZ
OFFIZIELLES ORGAN DER ÖSTERREICHISCHEN NATURSCHUTZSTELLEN

36. JAHRGANG NOVEMBER 1949 HEFT 1

Arthur Fischer-Colbrie:

Herbstklang

Wie des Regenbogenklanges
Grüner Ton den gelben wirbt,
Der voll goldnen Überschwanges
In die Glut des roten stirbt,

Und dies Farbenspiel vom grauen
Firmament sich leuchtend hebt,
Bis es dem entzückten Schauen
Wie ein Traumgebild entschwebt:

So ertönt des Herbstes Weise,
Deren Klang ins Herz sich brennt,
Wann der Wälder Laub sich leise
Von der Welt der Bäume trennt

Und im Grau des Nebelwebens,
Das verhüllt der Sonne Fahrt,
Höchste Schönheit seines Lebens
Noch im Tode offenbart.

Günther Schwab:

Die springenden Wasser

Darin liegt begründet das Glück aller, die in der Natur Gott suchen: zu forschen nach den Geheimnissen des Lebens, um daran sich selbst zu erkennen; und dabei zu wissen, daß, wieviel der Mensch auch zu entschleiern vermöchte, doch ein Rest bleiben wird, ewig unlösbar.

Was ist es, das dieser Erde am Rande so zauberhafte Macht über uns gibt? Es ist die Einsamkeit, die Verlassenheit, die Menschenferne, die Gottnähe. Daß wir Gott doch überall dort nahezukommen wähnen, wo der Mensch fern bleibt!

Aber es ist schon so, daß Gott und Mensch Gegensätze sind und die Erhabenheit und Stille der Natur weichen müssen, wo die lärmende Anmaßung des Menschen naht.

Der Berg hat nichts mit dem Menschen zu tun. Wie groß ist der Berg und wie klein ist der Mensch!

Das offene Land ist der Sklave des Menschen. Es ist ihm hörig. Es ist ihm ausgeliefert und fügt sich ihm willenlos. Er fährt darüber hin, zerschneidet und verändert ihm das Gesicht. Er schlägt und rodet seine Wälder, macht Feld aus Wald und Wald aus Feld. Er bestimmt die Bahnen seiner Gewässer. Er vergewaltigt die Erde, die fast nichts Eigenes mehr für sich zurückbehält.

Im Berg ist das ganz anders. An den Berg reicht der Mensch nicht. Der steht stolz, unberührt, und nicht einmal ein wenig spöttisch, denn das wäre eine Herablassung. Er steht, wie er vor zehntausend, vor hunderttausend Jahren stand. Es gibt ein paar Felderchen drunten im Tal und an den sanfteren Hängen, wo der Bergwald weichen mußte. Aber was bedeutet das? In der Ebene dauert der Wald nur so lange, wie der Mensch ihn wachsen läßt. Der Bergwald aber ist ewig. Er steht außerhalb der menschlichen Willkür. Holz bleibt Holz, Alm bleibt Alm, und das Felsgebirg bleibt, was es ist. Hier herrscht nur die göttliche Allgewalt des Wachstums, des Wetters und der Schwere. So ist es immer gewesen. So wird es sein, auch wenn kein Mensch mehr atmet.

Hier vermag kein Pflug die Erdhaut zu schürfen, und im Fels und in den Waldklüften gibt es Stellen, die nie eines Menschen Fuß betrat und betreten wird bis ans Ende der Welt.

Tausend Wunder sind lebendig im Berg, erfühlbar nur denen, die ihrer wert sind. So mancher schreitet hindurch, stumpf wie das Vieh oder mit Gedanken des Alltags, und weiß nichts davon. Viele aber gehen begeistert auf ausgetretenen Wegen, weil sie für die einsamen keine Zeit haben. Und das ist gut; denn das wahre Wunder blüht nur in der Verborgenheit, so wie die junge Liebe das Geheimnis braucht, um wunderbar zu sein.

Was für armselige kleine Wässerlein gibt es doch! Heimlich tränt ihr Naß aus dem finsteren Auge des Felsens, lautlos, Tag und Nacht. Flüsternd wie ein Kind im Schlaf springt ihr Getropf über Gestein in einem schmalen Gerinne, das du überschreitest mit einem einzigen kleinen Schritt.

Aber verachte nicht, hochmütiger Mensch, die kleinen Gewässer! Älter sind sie als du. Wie lang du auch atmen magst: sie werden dich und alle deine Nachfahren überleben. Und sie gestalten das Antlitz der Erde. Du aber vergehst.

Sei ehrfurchtsvoll, Mensch, vor den kleinen Wassern! —

In zahllosen Ästen überrieseln sie das kahle Gebirg, unter den Schneefeldern hervor oder aus dem geheimnisvollen Schoß des Bergs; im Rasen versteckt und nur sichtbar, wenn sie ein Hindernis überwinden müssen. Dann springen sie sprudelnd hoch, mit einem kurzen Bogen wieder zurückfallend ins verborgene Gerinne, und der frühlingsgrüne Almboden ist belebt wie von vielen kleinen, in sich ruhlos bewegten Tieren aus weißem Schaum.

Beim Blick gegen die Sonne beginnen die kleinen Wasser zu leuchten, ein Baum aus gleißendem Silber, der aus der Tiefe wächst und über die Hänge empor sich hundertfach verzweigt zu feinen, flimmernden Ästen.

Das Moor im Karboden fängt sie alle, saugt sich gurgelnd an ihnen voll wie ein weicher Schwamm. Die schneeweißen Haarschöpfe des Wollgrases überragen es, vom Wind ausgerichtet. Und wo das Wasser ein wenig zu Ruhe kommt, in kleinen Becken aus roter und schwarzer Erde, überwolken es regenbogenfarbene Schleier, die aus der duftenden Tiefe des Moors steigen.

Das Moor gibt das Wasser wieder frei, eine Zeit darauf, und ein neuer Abschnitt seines Lebens beginnt damit; denn unterhalb wartet voll Dunkel und Geheimnis der Bergwald.

Es führt ein Weg durch die Welt, den keiner findet, der nicht allein ausgeht, ihn zu suchen. Es ist ein stiller Weg, ein einsamer, und er entspringt und mündet in uns selbst. Überall ist er. Wälder und Städte, Länder und Meere durchzieht er. Es kommt nicht darauf an, ihn schnell hinter sich zu bringen. Nur den führt er ans Ziel, der erkennt, daß Weg und Ziel eines und dasselbe sind.

Wer ihn langsam geht und auf ihm stehen bleibt von Zeit zu Zeit, um zu lauschen und zu spähen nach den unhörbaren und unsichtbaren Dingen, dem schenkt er, was er zu verschenken hat, mit vollen Händen. Es ist ein einfacher Weg und doch ein geheimnisvoller, und wer nicht glaubt, der kann darauf gläubig werden.

Wie bezwingt doch die Waldstille alle Unruhe der Welt! Du stehst und trinkst mit allen Poren dies andachtvolle Schweigen. Du wagst nicht, den Fuß weiterzusetzen, um kein Zweiglein zu brechen, das auf dem Boden liegt.

Sonne flutet herein. Im Gegenlicht erstehen Kränze von strahlendem Silber um alle Dinge. Die Bartflechten, die kein Lufthauch rührt zu dieser Stunde, sind wie rauh bereift. Spinngewebe flimmern zwischen den Stämmen. Mücken spielen, ein All von leuchtenden Stäubchen, steigen und fallen und wirbeln, sinnlos und sinnvoll zugleich. Eine einsame gelbe Blume blüht, bescheiden sich fügend in die ewige Dämmerung.

Das Wässerlein rinnt daneben vorbei, leise, verstohlen. Du vernimmst seine Stimme nur, wenn du das Ohr ihm zuneigst. Es murmelt für sich allein.

Durch diese Stille geht der Atem des großen Lebens, das ewig ist, weil es sich immer gleich bleibt. Wieviele suchen es draußen in Unrast und Lärm! Und sie würden nur lachen, sagte man ihnen, daß sie irren.

Hier ist der Mittelpunkt der Welt. Er ist überall, wo du allein bist mit dir selbst und die Allgewalt spürst.

Woher doch das kleine Gewässer seine Zuversicht nimmt? Tausend Tiefen belauern es, die es verschlingen können in jedem Augenblick, für immer. Unten im Grund rauschen die Bäche, in denen es aufgehen und untergehen wird, spurlos, ohne eigenen Willen. Sein Weg ist weit. Alles liegt im Ungewissen. Aber es singt in der Abseitigkeit und Stille sein kleines Lied. Es lebt und vertraut. Der Weg ist ihm bestimmt. Wie nichtig es sei, ist doch jeder Tropfen ein Teilchen Ewigkeit. —

(Aus „Das Glück am Rande" von Günther Schwab, Verlag Walther Scheuermann, Wien; ein Buch von Tieren, Bergen und Einsamkeit; 456 Seiten, Halbleinenband, S 34.—.)

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Natur und Land (vormals Blätter für Naturkunde und Naturschutz)

Jahr/Year: 1949

Band/Volume: 036_1949_01

Autor(en)/Author(s): Schwab Günther

Artikel/Article: Die springenden Wasser 1-3